



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schacht, R.: Max Dauthendey

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Max Dauthendey

Von Dr. R. Schacht-Berlin

Von den Werken Dauthendey's verlegt Ernst Rowohlt-Leipzig die Gedichtbände „Amnenballade“ und „Singsangbuch“ (beide aus dem Verlag von E. Bonjels u. Co.-München übergegangen), sowie die Dramen mit Ausnahme der „Spielereien einer Kaiserin“ und dem „Drachen Grauli“, welche ebenso wie der Roman, die Novellen, der „Bänkelsang“ und alle übrigen Gedichtbände bei Albert Langen-München erschienen sind.



Max Dauthendey dürfte, wenn ich richtig schätze, der überwiegenden Mehrheit meiner Leser so gut wie unbekannt sein, ja manche werden, durch ungünstige Kritiken eingenommen, wenig geneigt sein, jemandem, der zu seinen Gunsten sprechen will, ohne weiteres Glauben zu schenken. Hat man doch in letzter Zeit allzu absonderliche Dinge mit lauter Stimme anpreisen gehört, als daß der nachdenkliche Teil des Publikums nicht längst hätte mißtrauisch werden sollen. Daher muß ich wohl oder übel damit anfangen, die Gründe dafür darzulegen, weshalb das Publikum der Produktion des Dichters noch immer kalt gegenübersteht, und weiterhin feststellen, was es mit den ungünstigen Berichten und Gerüchten auf sich hat.

Dauthendey wurde zuerst bekannt als ein „Neutöner“ schlimmster Sorte. Da war ein Gedichtbuch „Ultra-Violett“, ein Buch voller Skizzen in abgebrochenen Rhythmen, schwer verständlich in der Absicht, und mit so viel Filigranfeinheiten überladen, daß es zu keiner rechten Form kommen konnte. Da waren merkwürdige Dramen, in denen u. a. der Schauplatz das menschliche Gehirn war. Dergleichen Jugendsünden hat mancher Dichter hinter sich und Dauthendey selber hat sie als solche erkannt. Damals jedoch gab es sogleich eine Anzahl Unberufener, die von Enthusiasmus beaufschlagt, die Absicht für die Tat nahmen und Anfänge für unsterbliche Werke hielten. Doch dies wäre, wenn es auch das Publikum verstimmt, noch nicht so schlimm gewesen. Aber man stellte den Dichter auch sogleich in die Gesellschaft der George, Mombert und des jungen Rilke, und das hängt ihm bis heute an. Schon damals war diese Gruppierung falsch, aber noch heute, da der Dichter längst kein Jüngling mehr, sondern ein Mann von vierundvierzig Jahren ist, und sich zu einer großen,

reichen und kraftvollen Persönlichkeit ausgewachsen hat, noch heute stellt sich das Publikum unter seinem Namen einen jener schwer verständlichen Neutöneriche vor, über welche die Literaturgeschichte, wie es heißt, hinweggehen wird und den man daher nicht zu lesen braucht.

Anders verhält es sich mit den ungünstigen Urteilen der Presse. Über Dauthendey reden, heißt über etwa fünfundzwanzig Bände Rechenschaft ablegen. Es ist ganz klar, daß das nicht alles Meisterwerke sein können. Manche, wie der „Bänkelsang“, sehen so aus, als seien sie nur zur Erholung geschrieben, oder als Spielerei wie die „Amnenballade“, oder als Vorübung wie das „Singsaugbuch“ oder die Einakter. Das ist nun freilich kein Grund zum Publizieren, aber der moderne Dichter, der nicht wie in früherer Zeit im wesentlichen von einem Amte lebt, ist dazu wohl oder übel genötigt, sei es weil der Verleger es wünscht, sei es um das Publikum in Atem, seine Verehrer warm zu halten. Anderes, wie die Mehrzahl der Dramen, nimmt sich aus, als sei es rein um des materiellen Erfolges willen geschrieben. Damit aber ist es für einen großen Dichter eine gefährliche Sache. Selbst ein Goethe hätte beim besten Willen nicht schreiben können wie Kozebue, allemal wären schlechte Kozebues dabei herausgekommen, kein einziger guter. Aus demselben Grunde hat auch z. B. Dauthendey's Roman „Raubmenschen“ trotz der zum Teil wunderbaren Beschreibungen kein Glück machen können und wenn ein Kritiker, der die wirklich großen Leistungen des Dichters nur vom Hörensagen kannte, sich an dies eine Werk, das ihm wenig Lust auf andere machte, hielt und seiner Enttäuschung offenen Ausdruck verlieh, so ist das vollkommen begreiflich.

All dies aber beweist nicht, daß Dauthendey kein großer und bedeutender Dichter ist und jeder wird das merken, der mit offenen, unbefangenen Sinnen für echte Poesie seine wirklich guten Bücher aufschlägt. Da sind zunächst die Gedichtbände. Man lasse sich nicht durch die in vielen Anthologien vertretenen Proben täuschen, denn diese oft recht nützliche Verbreitungsmethode kann auf Dauthendey keine Anwendung finden.

Seine Gedichtbände sind nämlich nicht einfach gesammelte Gedichte, sondern jeder von ihnen hat eine innere Einheit, in demselben Sinne wie etwa Shakespeares Gedichte oder Platens venetianische Sonette eine innere Einheit aufweisen. Auch von diesen wird das vereinzelt Stück auf den Unkundigen immer einen befremdlichen Eindruck machen, erst aus dem Ganzen heraus wird das Einzelne recht verständlich. Prüft man aber das ganze, so gewahrt man bald, daß sie wie reiche bunte Feldblumensträuße sind, die ein naiver, von Gärtnermoden unberührter Mensch beim Spaziergehen sammelt, absichtslos, aber mit reiner Freude an den schönen, zarten, buntfarbigen Dingen. Und es kommt ihm wenig darauf an, ob auch einmal ein unscheinbares Gräslein oder gar ein Unkraut dazwischen gerät, das gehört mit zum Strauß, wie es ja auch mit zur Wiese gehört. Und wie die Feldblumen, die niemand gefät hat, deren Samen der Wind oder die Vögel hergetragen haben, so sind auch diese Gedichte. Nun

läßt sich über den Geschmack bekanntlich nicht streiten, der eine liebt Bergigmeinnicht, Heckenrosen, Veilchen und Glockenblumen, der andere lacht darüber und hält sich an Orchideen und schwarze Rosen. Dagegen ist nichts zu sagen. Wer aber, ohne Gleichnis gesprochen, interessante Deklamationen oder subtile Nervenschwingungen, das Gleichen von Edelsteinen oder den Duft erotischer Parfums, wer die weißen Marmorbrunnen, die stillen Parkteiche oder die schwülen Gemächer einer modernen, oft allzu esoterischen Hedonistenlyrik satt hat, versuche es ruhig einmal wieder mit der Natur, die sich in Dauthendey's Gedichten ausdrückt.

Was man von Goethes Gedichten gesagt hat, daß sie nämlich Gelegenheitsgedichte im besten Sinne seien, das gilt auch, und weit ausschließlicher, von denen Dauthendey's. Er will keine Gedichte machen, er spricht seine Stimmung aus, und weil er ein Künstler ist, wird dieser Ausdruck zum Gedicht auf die natürlichste Weise, die ja immer zugleich die unbegreiflichste ist. Jrgend etwas berührt ihn, Wolken, Sonne, der Mond, Kastanienknospen oder Apfelblüten, anderes schießt hinzu und es rundet sich ein Gedicht und ist zum Ausdruck eines jubelnden, bewundernden, glücklichen oder gedrückten Menschenkinds geworden. Aber am häufigsten doch eines verliebten Menschenkinds. Die Liebe beherrscht ihn völlig, und dies Gefühl entströmt ihm so reich und übermächtig, daß er es immer von neuem und immer wieder anders aussprechen muß, ja er befehlt von seinem Überfluß die Naturdinge. Denn „alle Dinge sind Wesen wie der Mensch, alle ein Stück Liebesleben im Liebeslied des Weltalls“. Und so steht denn der Maiwald verliebt da, die Mailuft hat Liebeslaunen, jeder Baum lächelt wie ein Liebender, verliebtes Herzblut macht die Anseln singen und die Düfte sind die Liebeslieder der Blumen. Daher die große Wärme dieser Lyrik. Rein Beschreibendes ist fast gar nicht darunter, alles trägt nur zu einer bestimmten Stimmung bei und ist nur aus dieser Stimmung heraus gesehen. Und da es alles allgemein bekannte Stimmungen sind, so kann diese Lyrik von allen naiv empfindenden Menschen nachempfunden werden. Ja, die Allgemeinheit geht so weit, daß man sich vielfach an die Lyrik unserer mittelalterlichen Minnesänger gemahnt fühlt; nicht zufällig ist Dauthendey's bestes Gedichtbuch dem Andenken Walters von der Vogelweide gewidmet, es bringt tatsächlich eine gewisse Wesensähnlichkeit zum Ausdruck, und einzelne Stücke könnten geradezu Volkslieder sein, so einfach ist ihr Gefühl und ihr Aufbau. Und wenn z. B. in den japanischen Novellen von einer Tieftraurigen, aber sich mühsam Bezwingenden gesagt wird, sie war „bis an die Augen voll Trauer“, so könnte auch das in einem alten Volksliede stehen.

Was aber Dauthendey dann wieder im großen ganzen von den Minnesängern trennt, ist die Fülle der Naturanschauung und die damit zusammenhängende unerhörte Differenziertheit im Ausdruck, die dann wieder die Form mitbedingt. Über den Reichtum seiner Anschauung wäre ein ganzes Kapitel zu schreiben. Dieser Reichtum liegt weniger in der Zahl der Gegenstände,

als in der stets veränderten, von der Stimmung des Augenblicks bedingten Art, den an sich nicht großen Kreis der Dinge anzuschauen. Die „Ewige Hochzeit“ enthält gleich fünf Gedichte hintereinander, die alle die Überschrift „Deine Augen“ tragen, doch könnte man noch mehreren aus demselben Buche die gleiche geben. Mit diesem Reichtum der Anschauung hängt die Fülle und Trefflichkeit seiner Vergleiche zusammen, von denen ich einige Beispiele geben will. Bei einer Japanerin ist Gesellschaft und alles schwagt durcheinander. Da heißt es: „Das Zimmer war laut wie ein Baum, in dem eine Sperlings-schar plaudert“, und später: „Die Schar von (indiskreten) Fragen haute sich wie eine Dornenhecke um Hanaka (die Heldin) auf.“ Oder eine alte Dame sagt: „Wieviele Gedanken mögen an den Sternen hängen. Wieviele Tausende von Seereisenden haben nachts mit offenen Augen hier unter den Sternen auf wandernden Schiffen gegessen. Jeder Stern ist wie eine eingepuppte Seiden-raupe, von der man Gedanken wie Seidenfäden abspinnt.“ Oder in der Nähe von Bombay: „Alles Leben atmet breit, wenn nicht ein Geierschrei aufgellt und wie ein Beil aus blauem Himmel fällt.“ Aber das Erstaunlichste ist, wie diese Vergleiche überall an ihrem Platze sind, sie sind nicht erdacht, sondern wachsen aus der Situation heraus, wie sie andererseits wieder helfen, die Situation anschaulich zu machen. So gehört es zu dem ersten der angeführten Beispiele notwendig hinzu, daß es japanische Laute sind, von einer europäischen Unterhaltung würde man schwerlich so sprechen können; beim zweiten Beispiel müssen es gerade indiskrete Fragen sein, und wer je unter dem flutartigen Eindringen solcher zu leiden hatte, wird den Vergleich sofort nachempfinden. Und eben weil diese Vergleiche, die bei Dauthendey niemals rhetorische Formeln oder bloßer Schmuck sind, stets aus der frischesten Anschauung entspringen und organisch notwendig an ihrer Stelle stehen, unterlasse ich es auch, Bruchstücke aus den Gedichten herzusetzen, ihre Berechtigung läßt sich nur im Zusammen-hang des ganzen Gedichts nachfühlen.

Was nun die Form betrifft, so wird sie manchem zuerst kraus vorkommen, und wer z. B. von Geibel kommt, wird überhaupt das Vorhandensein von Form leugnen, ja die einzelnen Verse holprig finden. Da sind „Regellosigkeiten“ aller Art, lose werden die Verse verbunden, manche sehen wie verwischte Terzinen aus, dann wieder paarweise Reime und dazwischen reimlose Zeilen. „Kommt aber nur einmal herein, begrüßt die heilige Kapelle.“ Da merkt man denn bald, wie die Form dieser Gedichte gleichsam von innen heraus entsteht, und daß hier viel strenger geformt ist als z. B. in Mörikes „Im Frühling“ oder in ähnlichen Rhapsodien des großen Schwaben. Wie da alles Klingende gebunden ist durch Binnenreim und Assonanzen und durch Alliterationen fortgeleitet wird und sich rundet scheinbar zwanglos und doch ohne Wahl! Nicht eigentlich aus der Tradition erwachsender Formwille des Dichters ist hier tätig, sondern die Stimmung des Gedichtes bildet sich organisch aus zu immer differenzierter, ihm allein angemessener Form.

Von den Gedichtbänden ist der beste und reichste das „Lufamgärtlein“. Jünger, wenn man so sagen kann, auch nervöser sind die „Ewige Hochzeit“ und der „Brennende Kalender.“ Letzterer, eine Art lyrisches Tagebuch, zeigt so recht, wie die Gedichte unter der Gewalt des Augenblicks entstehen und sich zwanglos zu bunten Kränzen reihen. Im ganzen monotoner, wenn auch nicht ohne herrliche Einzelstücke, sind die beiden Bände „In sich versunkene Lieder im Laub“ und der „Weiße Schlaf“. Teilweise ganz neue Töne bringt dann „Weltspuk“. Neben manchem, noch nicht ganz Beklärten, gibt es hier ein paar Gedichte, die direkt aus bildender Volkspheantasie, wie sie sich in alten Naturmythen ausspricht, entsprungen zu sein scheinen. Wie Böcklin aus einer Stimmung heraus die Gestalt des „Schweigens im Walde“ schuf oder aus einem Geräusch die „Meeresbrandung“, jene Meeresei, die harpend in einer Felsenspalte steht, so erzählt Dauthendey von dem gespenstischen Nebelschwein, das im nassen Herbstwalde wühlt oder der Nebelkuh, die vorm Fenster brüllt oder von den sieben Weltgespenstern. Und immer wieder bewundert man, wie diesem Dichter alle Töne zu Gebote stehen, vom hellsten Liebesjubel bis zur dumpfsten Verzweiflung und der lastenden Bedrücktheit, von der der „Weiße Schlaf“ voll ist.

Dem neuesten, schön ausgestatteten Gedichtband Dauthendey's, der „Ge-flügelten Erde“, steht man allerdings nicht ohne Verlegenheit gegenüber. Er ist voll von großen Schönheiten, ich hebe nur Agra, die Kultibajadere, die Schwedagou Pagode, auf den Ceylonstraßen, Kanton hervor, aber das Ganze ist unerquicklich. Der Dichter besingt hier eine Weltreise. Nun kann man das gewiß tun, wie es auch Byron vor einem Jahrhundert mit seiner Europareise getan hat. Aber diese Europareise, ich meine natürlich „Childe Harolds Pilgrimage“, ist formal mehr zusammengehalten, von einer einheitlichen Stimmung beherrscht und behandelt nur Gegenstände, die im Allgemeinbewußtsein lebten und zu unserem Gefühl in lebhafter Beziehung standen. Bei Dauthendey aber weiß man nicht, besingt er nun eine Reise oder gibt er eine lose (dann aber viel zu ausgedehnte) Reihe von Stimmungsgedichten über Naturschönheiten und Sehenswürdigkeiten. Seine Gedichte, sagte ich, formen sich von innen heraus aus sich selbst, das ergibt einen Strauß, aber ein Strauß ist kein Gemälde, und eine Reihe von Gedichten kein Epos. Der Dichter scheint selbst das Bedürfnis empfunden zu haben, eine Einheit zu schaffen und spricht daher bei allen passenden, und wie wir leider gestehen müssen, auch unpassenden Gelegenheiten von seiner Sehnsucht nach der daheim weilenden Geliebten. Aber dadurch wird nichts besser, denn Sehnsucht nach der Geliebten und eine Weltreise sind Dinge, die schlecht zueinander passen. Man wird mir die Odyssee vorhalten, aber das ist eine Heimfahrt, die Heimfahrt eines heldenhaften Dulders. Dauthendey ist kein Held, er unternimmt auch keine Heimfahrt, sondern nur eine Rundreise, und eine dichterische Notwendigkeit, daß die beiden Liebenden sich trennten, ist mit keinem Wort angedeutet. Und schließlich sind uns die meisten Gegenstände

zu fremd, sie bleiben uns Kuriositäten, die wir anstaunen, aber nicht unserem Vorstellungsschaß einzuordnen vermögen. Denn noch ist die Erde dem gewöhnlichen Menschen zu groß und von Indiens Wundern, Chinas Emsigkeit und Japans Zierlichkeit ist noch gar zu wenig ins Allgemeinbewußtsein eingedrungen. So muß denn auch der Dichter statt zu schildern, allzu oft beschreiben, was denn nicht selten einen gereimten Bäderer ergibt, über den man füglich den Kopf schüttelt.

Aber noch andere Früchte hat uns diese Weltreise des Dichters gebracht, den Roman „Raubmenschen“ und die bereits erwähnten „Japanischen Novellen“. Wie Vorübungen dazu, kaum mehr, nehmen sich die unter dem Titel „Lingam“ vereinigten asiatischen Novellen aus. Es sind gutgeschliffene Skizzen, die fast alle in der Weise angelegt sind, daß gelegentlich der Schilderung einer interessanten Örtlichkeit ein erotischer Charakter skizziert wird. Mit Kiplings Geschichten, denen man sie zur Seite gestellt hat, können sie sich nicht messen, dazu fehlt ihnen die Bodenständigkeit und das lebendige Verständnis für die notwendige Eigenart der geschilderten Menschen, ein Mangel, der sich übrigens auch in der „Geflügelten Erde“ unangenehm bemerkbar macht, wo Dauthendey über Buddhismus und indische Askese spricht, wie der „Arme Mann im Lockenbügel“ über Shakespeare!\*)

Einen Fortschritt demgegenüber bedeutet der Roman „Raubmenschen“, der uns von der Küste der Bretagne nach Amerika und Mexiko führt. Freilich können uns weder die Handlung, von welcher der Dichter selbst zugibt, daß sie sich ein wenig kolportagehaft ausnimmt, noch die nur von außen gesehenen Menschen interessieren, aber die Schilderungen, von denen nur die Ankunft am Atlant, das Vogelfest, die Einfahrt im Newyorker Hafen, der Brand der Hochbahn, der Einbruch der Tropennacht und der großartige Sturm auf der Rückfahrt hervorgehoben seien, sind ganz wundervoll. Es sind nicht mehr bloße Bilder, sondern Erlebnisse, Erlebnisse mit allen Nerven aufgenommen und mit erstaunlicher Anschaulichkeit und Lebendigkeit wiedergegeben. Duftiger sind die Japanischen Novellen mit dem Titel „Die acht Gesichter am Biwasee“. Mag sein, daß auch sie nicht ganz echt in der Auffassung sind, wir sind keine Japaner, also kommt für uns wenig darauf an. Aber wie zart ist die eigentümliche Naturstimmung erfasst, der Nachtregen, der Mondschein, die Segelboote, und seit Albert Samains Novellen habe ich nicht wieder etwas so Graziöses gelesen wie den „Flug der Wildgänse“ oder die zweite von „Hafenauges“ Geschichten, während die dritte mit den grandiosen Kriegsprahlereien an die übermütigsten Schwänke der Renaissanceliteratur erinnert.

\*) Alle aufrichtigen Shakespeareberehrer seien im Vorbeigehen auf diese naiven und ungelehrten, aber frischen und ein wohlthuendes Dokument herzlichen Kunstgenusses bildenden Aufzeichnungen Ulrich Bräkers, eines armen schweizerischen Webers und Handelsmannes, hingewiesen. Sie sind erschienen in einem für den anspruchslosen Inhalt fast zu schön ausgestatteten Bande bei Meyer u. Jessen, Berlin 1911.

Über den Dramatiker Dauthendey kann man sich vorläufig kürzer fassen. Er ist bis jetzt nichts weiter als eine Hoffnung, eine geliebte zwar, doch eine, die sich immer wieder gegen bange Zweifel wehren muß. Gewiß sei gegenüber der oft beklagten Eigentümlichkeit des Publikums, einen Künstler zum Spezialisten der Gattung machen zu wollen, mit der er sich zuerst bekannt gemacht hat, betont, daß es sich hier weder um eine Spielerei, noch um einen vergeblich ringenden Ehrgeiz handelt, aber noch weniger liegt ein Grund vor, in dithyrambisch jauchzende Begeisterung zu verfallen, wie das hier und da geschehen ist. Daß diesen kräftigen, keineswegs sentimentalischen Anschauungsmenschen neben der zartesten Lyrik handfeste reale Stoffe reizen, kann nach dem Gesagten nicht wundernehmen; überraschend ist jedoch seine Fähigkeit, solche Stoffe durchaus bühnengerecht zu gestalten. Wenn man von der allzu breiten, mit Satire überladenen Bohémekomödie „Maja“, den beiden Einaktern „Lachen und Sterben“ und dem „Fünfuhrtee“, dramatisierten Novellen, der grobschlächtigen Jahrmärtskomödie „Menagerie Krummholz“ und dem gequälten Humor der „Madame Null“ absieht, so bleiben mit „Frau Kaufenbart“ und „Ein Schatten fiel über den Tisch“ zwei höchst beachtenswerte, außerordentlich gut gemachte Theaterstücke (das ist heute nicht wenig!). Namentlich das erstere dürfte eines lebhaften Bühnenerfolges gewiß sein, ebenso wie es die „Spielereien einer Kaiserin“ überall sind, wo eine gute Vertreterin dieser „Bombenrolle“ zu beschaffen sein wird. Aber gute Theaterstücke brauchen noch keine hervorragenden Dichtungen zu sein. Gewiß ist diese Tröddlerin, Frau Kaufenbart, eine voll ausgerundete, prächtig dastehende Gestalt; höchst beachtenswert ist sogar die Objektivität, mit der diese unsympathische Figur gezeichnet ist; und die Art, wie sie sich trotz dem jammervollen Ende, das sie den liebenswürdigen Gestalten des Stückes bereitet, zur alles beherrschenden Heldin des Dramas auswächst, verrät den großen Künstler. Aber wie klein wird wieder das Ganze, wenn man es mit dem Maßstab von Hebbels „Maria Magdalena“ mißt, ein Vergleich, zu dem das Stück durch den ähnlichen Stoff herausfordert. Und wie roh stehen die Effekte und Kraftstellen der „Spielereien“ neben der weitschauenden Größe und der viel ruhigeren, aber nicht minder packenden Dramatik von Strindbergs ebenfalls das problematische Weib behandelnden „Königin Christine“. Viel Natur ist in Dauthendey's Dramen, man sehe die zarten Szenen im ersten Akt des „Schattens“, aber auch oft statt Gestaltung Aphorismen, und statt Größe Effekt. Und auch das jüngste Drama „Der Drache Grauli“ läßt kein abschließendes Urteil zu. Betrachtet man die wundervolle, allerdings auch unter großem Aufwand an starken Mitteln zustandegebrachte Geschlossenheit des ersten Aktes, mit den eigentümlichen Naturlauten der Leuchtturmbewohner und der graufigen Unwetterstimmung, so möchte man über den neuen Dramatiker jubeln, aber über dem schleppenden zweiten und dem an groteske Räuber geschichten gemahnenden dritten Akt möchte man schier verzweifeln. Es hilft nichts anzuerkennen, daß die starken Effekte ganz nair

hervorgeholt sind, ein modernes Theaterpublikum kann da, wie das Münchener Experiment beweist, nicht mit.

Und doch bleibt die Hoffnung auf den Dramatiker Dauthendey bestehen. Denn überall, in den Gedichtbänden sowohl wie in den übrigen Werken, ist eine kräftige und durchaus gesunde Entwicklung festzustellen, und bei dem Reichtum seiner Begabung kann man nicht absehen, nach welcher Richtung sich der Dichter noch weiter entwickeln wird. Er selbst sagt einmal „Vor der Natur, vor der Arbeit und vor einem liebenden Menschenherzen halten wir heute unsere tiefsten Andachten.“ Natur und Liebe hat Dauthendey uns wieder und wieder gepriesen, vielleicht wird er uns auch noch ein Hoheslied der Arbeit schenken.

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### In memoriam

**Jakob Minor** †. Die deutsche Literaturforschung hat einen schweren Verlust zu beklagen: Jakob Minor ist als ein Junger von uns geschieden, ein Junger nicht bloß an Jahren — hatte er doch noch nicht das sechste Dezennium seines arbeitsreichen Lebens abgeschlossen —, ein Junger auch in seiner seltenen Arbeitskraft, in den weitblickenden Plänen, die ihn bis zuletzt beschäftigten, ein Junger nicht zuletzt durch sein Temperament, das ein Stück seines Charakters war.

Minors wissenschaftliches Feld war eigentlich nicht näher begrenzt. Er umfaßte das ganze Gebiet der deutschen Dichtung von ihren Anfängen bis auf die lebendige Gegenwart mit beinahe gleichmäßiger Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Seine erstaunliche Belesenheit, im Verein mit einem auch nach Jahren fortwirkenden durchaus verlässlichen Gedächtnis, ließen ihn immer aus der Fülle des in seinem Kopfe aufgespeicherten Wissens schöpfen. Dieses stets dienstbare Wissen hat auch seine Seminarübungen belehrend und anziehend gestaltet, wenn auch der gelehrige Schüler, der sich vielleicht oft durch Wochen und Monate mit einem literarhistorischen Problem abgemüht hatte, in seines Nichts durchbohrendem Gefühle zunächst nur davon durchdrungen war, eigentlich nichts zu wissen. Dann aber war Minor wieder der gütige Lehrer, der mit einem freundlichen Wort die redliche Arbeit seines Jüngers ehrlich zu lohnen

verstand, wie er überhaupt, selbst die personifizierte Gewissenhaftigkeit, die selbst in der scheinbar unbedeutendsten Rezension offenbar wurde, gewissenhafte Arbeit immer bereitwillig anerkannte und ihr hohes Lob spendete.

Sein vielseitiges Wissen hat Minor auf die mannigfachsten Gebiete literarhistorischer Forschung gelenkt. Er hat gewissermaßen an allen Kapiteln mitgearbeitet, und nirgends als ein bloßer Rärner, sondern überall positives Gut zutage gefördert. In seinen Anfängen beschäftigte er sich mit mittelhochdeutscher Poesie und schritt sodann bis zur vorklassischen Zeit vor, bis die Weimarer Heroen und neben ihnen die Romantiker sein intensivstes Studium auf Jahre hinaus bis an sein Ende fesselten. Seine bedeutendste Schöpfung — der Brennpunkt zugleich seines wissenschaftlichen Lebenswerkes — ist die leider unvollendete, groß angelegte Schillerbiographie, das würdigste Denkmal, das dem großen Weimarer von einem, der ihm innerlich verwandt war, gesetzt werden konnte. Sie blieb ein Torso, wie das Leben des Helden den sie feierte, ein Torso auch wie das des Meisters, der das Denkmal schuf.

Von einer anderen Seite zeigt sich Minor als Verfasser seiner neuhochdeutschen Metrik. Selbst schauspielerisch begabt — Jugendpläne weisen auch in diese Richtung —, verstand er es, Wort und Rhythmus in ihrer geistigen Wechselwirkung zu erfassen, den Geist der Sprache im Rhythmus zu belauschen. So hat er dieser mit Unrecht als trocken ver-